

JUTTA HÖCHT-STÖHR

„Religion verpflichtet zur Offenheit“

Abrahamisches Friedensgebet 2021 *

„Religion verpflichtet zur Offenheit“ – ich kannte diese Formulierung von Manfred Görg vor dem heutigen Anlass nicht. Und als ich sie gelesen habe, hat sie mich überrascht – und zu denken gegeben. Sie besagt ja nicht: Religion führt zur Offenheit. Sondern sie formuliert erst einmal eine Forderung, einen moralischen Imperativ.

Offenheit ist offenbar nicht, was jede Religion ohne Ambivalenz in sich trüge. Unsere Heiligen Schriften geben beides her: Abgrenzung eines Wir zum Ihr ebenso wie ein Öffnen und Überschreiten der Grenzen.

Ich bin gebeten worden, einen Text aus unserer christlichen Heiligen Schrift für das heutige Friedensgebet zu wählen. Ich wähle eine exemplarische Geschichte in den Evangelien, die auch Jesus als jemanden zeigt, der mit dieser Frage der Offenheit ringt. Diese möchte ich Ihnen vorstellen:

Matthäus 15,21-28

21 Und Jesus ging weg von dort und entwich in die Gegend von Tyrus und Sidon. 22 Und siehe, eine kanaanäische Frau kam aus diesem Gebiet und schrie: Ach, Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Meine Tochter wird von einem bösen Geist übel geplagt. 23 Er aber antwortete ihr kein Wort. Da traten seine Jünger zu ihm, baten ihn und sprachen: Lass sie doch gehen, denn sie schreit uns nach. 24 Er antwortete aber und sprach: Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel. 25 Sie aber kam und fiel vor ihm nieder und sprach: Herr, hilf mir! 26 Aber er antwortete und sprach: Es ist nicht recht, dass man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde. 27 Sie sprach: Ja, Herr; aber doch essen die Hunde von den Brosamen, die vom Tisch ihrer Herren fallen. 28 Da antwortete Jesus und sprach zu ihr: Frau, dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst! Und ihre Tochter wurde gesund zu derselben Stunde.

Dies ist eine Geschichte, in der der Lehrer etwas lernt, in der dem Offenbareren etwas offenbar wird.

* Der Beitrag dokumentiert den christlichen Impuls zum Abrahamischen Friedensgebet am 19.9.2021.

Jesus hat nach dieser Erzählung eine klare Vorstellung von seinem Auftrag: Seine Sendung gilt dem Haus Israel, als Rabbi, als Prophet, als Heiler, als Reformierender. Aber nun fordert eine Frau von jenseits der Grenze seine feste Vorstellung heraus. Sein Ruf als jemand, der heilt, ist über die Grenze gedrungen. Und die Frau, die nicht zur eigenen Gemeinschaft gehört, sondern als kanaänische Frau oder als Syrophönizierin beschrieben wird, tritt mit einer Bitte an ihn heran, einer existenziellen Bitte in Not. Nach seinem Selbstverständnis ist er dafür nicht zuständig.

Er reagiert in drei Eskalationsstufen: das erste Mal, indem er sie schlicht ignoriert und gar nicht erst antwortet, das zweite Mal, indem er sich abgrenzt und sagt: das liegt außerhalb meiner Zuständigkeit, und das dritte Mal mit einer starken Entwertung und Aggression. Er vergleicht die eigene Gemeinschaft mit Kindern und die Außenstehende mit Hunden, also mit nicht menschlichen Wesen. Schlimmer geht es eigentlich nicht mehr.

Auch die Gruppe seiner Schüler will ihn ganz für sich haben und will, dass er die Fremde abwimmelt. Geballte Ablehnung steht ihr gegenüber. Umso überraschender ist es, dass es doch noch zu einer Wende kommt. Denn die Frau ist klug. Nachdem sie sich nach der ersten Ablehnung selbst erniedrigt und auf den Boden geworfen hat, ergreift sie nach der zweiten das Wort. Sie klagt nicht einfach weiter, sondern unerwartet geschickt geht sie in den Dialog: Sie greift Jesu Denken auf, übernimmt rhetorisch seine Kategorie der Hunde und wendet mit seinen Kategorien sein Argument gegen ihn: Ja, aber Du hast etwas übersehen. Auch die Hunde werden doch versorgt. Sie bekommen die Brosamen, die vom Tisch abfallen.

Und was ist es? – Ihr Argument oder ihre Haltung, ihre Ausstrahlung oder ihre Klugheit – etwas bringt die Wende in Jesu Auffassung: Ihm gehen die Augen auf, er sieht, dass ihm hier jenseits der Grenze ein unerwarteter Glaube begegnet. Eine starke Frömmigkeit, eine menschliche Hoffnung, ein festes Vertrauen, eine Zuversicht, ein unerschütterlicher Glaube.

Das verändert seine bisherige Position: Er muss zugestehen, dass seine Grenze unangemessen war. Tiefen Glauben gibt es diesseits und jenseits der eigenen Gemeinschaft. Das ist eine Erfahrung, die jeder im interreligiösen Dialog macht. Und übrigens auch im Dialog mit Menschen aus nichtreligiösen Kontexten.

Wir sind hier zusammen als Freunde Abrahams. Ich möchte ein zeitgenössisches Glaubensereignis aufnehmen, das über diesen Kontext hinausgeht und das mich in diesem Sommer überrascht hat. Ein Ereignis aus der kommunistischen Welt.

Die ZEIT hat am 22. Juli (Nr. 30) die Verteidigungsrede des russischen Oppositionspolitikers Alexej Nawalny vom Februar dieses Jahres (20. Februar 2021) in seinem Prozess vor dem Moskauer Stadtgericht dokumentiert. Nie hätte ich erwartet zu lesen, was ich dort las. Der Artikel ist mit den Schlussworten der Rede überschrieben: „Russland wird glücklich sein!“

Und Alexej Nawalny sagt vor dem Stadtgericht: „Die Sache ist nämlich die: Ich bin ein gläubiger Mensch. Bei der Anti-Korruptions-Stiftung, und in meinem Umfeld werde ich eher damit aufgezogen, die Leute sind da meist Atheisten, und ich war auch mal einer, sogar ein ziemlich militanter. Aber jetzt bin ich ein gläubiger Mensch, und das hilft mir sehr bei dem, was ich tue.“ Eines der biblischen Worte, die ihn stützen, ist die Seligpreisung „Selig sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.“ Daran glaubt er, und dass mit all seinem und dem politischen Engagement anderer Russland eines Tages nicht nur frei, sondern glücklich sein wird. Nie hätte ich einen solchen Glauben bei Alexej Nawalny vermutet. Er hat mich tief berührt.

Und es berührt mich, dass die Bibel in ihren beiden Testamenten einen lern- und entwicklungsfähigen Gott zeigt. Einen, der seine eigenen göttlichen Grenzen immer wieder erweitert, von der Sintflutgeschichte angefangen bis zum Ende der Tage.

Religion verpflichtet zur Offenheit – auch und zuerst gegenüber der eigenen Tradition: Hier gilt es kritisch zu sein und offen für die Außenperspektive anderer. „Denken“ heißt nach dem jüdischen und zugleich marxistischen Philosophen Ernst Bloch „überschreiten“.